

28. Akteure und Konjunkturen der ‚De-De-Errologie‘ Bundesdeutsche DDR-Forschung vor und nach 1989

Jens Hüttmann

Nach der Revolution von 1989/1990 fand die DDR als historisches Untersuchungsobjekt starkes Interesse unter den Forschenden. Eine Folge dieses Forschungsbooms war aber auch, dass in Vergessenheit geriet, dass sich seit Gründung der Bundesrepublik eine Community von etwa 300 Wissenschaftlern etabliert hatte, die die DDR zu ihrem Forschungsthema gemacht hatte. Die „De-De-Errologen“, wie der FAZ-Redakteur Ernst-Otto Maetzke sie 1967 anlässlich der ersten offiziellen DDR-Forschertagung in Tutzing nannte, forschten ab 1945 vor allem in West-Berlin, aber auch in Bielefeld, Bonn, Erlangen, Köln, Mannheim, Marburg, München und Tübingen – und an vielen anderen Orten. Seit den 1970er-Jahren existierten zudem DDR-Forschungszentren außerhalb der Bundesrepublik, etwa in Großbritannien, Frankreich und den USA.

Im Rahmen der Untersuchung¹⁶³ wurden die erste umfassende Analyse der bundesdeutschen DDR-Forschung vorgelegt und ihre Akteure, Deutungen und Konjunkturen sowie der historische Zusammenhang, in dem die westdeutsche DDR-Forschung entstanden ist, selbst historisiert. Damit sollten nicht zuletzt die Mentalitäten, intellektuellen Horizonte und Profile ihrer Forscher in das Gedächtnis der gegenwärtigen DDR-Forschung gerufen werden.

Dabei war von den widerstreitenden Interessen, Bedürfnissen und Handlungsanforderungen, mit denen DDR-Forscher innerhalb ihrer Wissenschaftspraxis konfrontiert waren und sind, auszugehen: Einerseits besitzt das System Wissenschaft professionelle, wissenschaftsinterne Standards. Sie sollen darüber entscheiden, was wissenschaftlich als wahr oder unwahr bzw. als neue Erkenntnis gelten kann. Andererseits ist Wissenschaft im Sinne Max Webers immer standortgebunden und damit von wissenschaftsexternen Aspekten beeinflusst, die internen Standards entgegenstehen können. Forschung und Lehre sind auch geprägt von normativen Orientierungen und Praktiken, politischen Interessen, Gefühlen, Wünschen oder Ängsten, die mit bestimmten lebensgeschichtlichen Erfahrungen verbunden sind.

Beide Momente – die wissenschaftsinternen und die wissenschaftsexternen – beeinfluss(t)en sich wechselseitig. Für die DDR-Forschung empirisch sichtbar sind allein unterschiedliche Mischungen. Das bedeutet, dass die „De-De-Errologen“ in ihrer Praxis weder nur normativ noch nur analytisch vorgehen und vorgehen. Nicht der Anspruch auf Kohärenz, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit stand im Zentrum des Untersuchungsinteresses. Zunächst sollte die Vielstimmigkeit des Feldes der ‚alten‘ DDR-Forschung (re-)konstruiert werden. Dabei zeigt sich: Auf der Grundlage voneinander abweichender Erfahrungshintergründe waren unterschiedliche Mischungen von ‚Sachlichkeit‘ und ‚Emotionalität‘ integraler Bestandteil des Forschungsprozesses aller Akteure.

*Je nach individuellen
Erfahrungshintergründen waren
unterschiedliche Mischungen von
Sachlichkeit und Emotionalität
integraler Bestandteil des
Forschungsprozesses
aller Akteure*

Die Streitgeschichte DDR-Forschung ist deshalb nicht nur eine Geschichte von Erkenntnisgewinnen und Brüchen. Die Kräfteverhältnisse emotionaler Bindungen, Loyalitäten und Konflikte müssen ebenso zum Gegenstand der Analyse werden, etwa inwiefern die Akteure versuchen, ihre eigenen Erfahrungen zu rationalisieren oder zu unterdrücken und diejenigen anderer Forscher zu kritisieren oder

¹⁶³ Jens Hüttmann: DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung, Metropol-Verlag, Berlin 2008

zu instrumentalisieren. Sicherlich sind für die Geschichtswissenschaft historische Kontroversen als *never ending debates* konstitutiv. Sie sind nicht abzustellen, sondern höchstens ‚reduzierbar‘. Insbesondere die Debatten um die ‚alte‘ DDR-Forschung machen jedoch deutlich, dass wissenschaftliche Kontroversen nicht immer produktiv sein müssen. Die unterschiedlichen Lager der eher normativen Forscher und der sog. kritisch-immanenten Forscher warfen sich ebenso bereits 1967 in Tutzing wie nach 1990 wechselseitig vor, ein zu düsteres oder aber zu positives Bild der DDR zu zeichnen. Durch die scharfen Kritiken nach 1990 wurden Fragen danach verdeckt, wie die Vielfalt der Ansätze aus den 1950er-Jahren für den Forschungsboom nach dem Mauerfall hätte genutzt werden können.

Gerade das erfahrungsgesättigte Feld der DDR-Forschung entwickelte eine starke Geringschätzung von Subjektivität – Potenzial für ‚realistischere‘ Analysen wurde verschenkt. In der inhaltlich-thematischen Forschungsentwicklung waren blinde Flecken die Folge: Die „Stasi“ als Sinnbild für Unterdrückung in der DDR wurde zumeist als nicht kompatibel mit den damals vorherrschenden Theorieansätzen gesehen – und als Forschungsthema vernachlässigt. Die Geringschätzung von Erfahrung kommt aktuell in der immer wieder zitierten Formulierung des „Zeitzeugen als größtem Feind des Historikers“ zur Geltung. Für das ambivalente Verhältnis von Zeitzeugen und Zeithistorikern führen aber Hinweise auf die Professionalität der Letzteren und die Laienhaftigkeit der Ersteren mit Blick auf die Geschichte der DDR-Forschung nicht weiter. Die deutsche Zeitgeschichte und ihre Akteure waren von Beginn an selbst mit der „Bewältigung“ der eigenen Vergangenheit beschäftigt.



So verstandene Wissenschaftsgeschichte sollte nicht von „Paradigmen“ reden, die nur darstellen können, was Forscher voneinander trennt. Auch die Nähe, die sie in Relation zueinander besitzen, ebenso wie das parallele Nebeneinander und die Verflechtungen der Akteure – auch wenn sie einander scheinbar gar keine Beachtung schenkten – müssen Beachtung finden:

- So weisen zum einen die ‚kritisch-immanenten‘ Ansätze, die in den 1960er-Jahren auf der Grundlage von Forschungen der 1950er-Jahre weiterentwickelt, aber auch auffällig auf Funktionseliten und Konzepte der Industriegesellschaft zugespitzt und verengt wurden, in ihrer explizit strukturfunktionalistischen Prägung eine sehr viel größere konzeptuelle Nähe zu jenen scheinbar konträren Arbeiten und Perspektiven auf, die sich auf Profil und Formen diktatorischer Herrschaft und Repression konzentrierten. Hier wie dort ging es um politische Strukturen, die Perspektive war ausschließlich ein ‚Blick von oben‘.
- Zum anderen zeigen sich Überlagerungen und Parallelen zwischen den Akteuren in ihren motivationalen und emotionalen Antriebskräften, um überhaupt Forschungen über die DDR durchzuführen: Alle Forscher einte ihr gemeinsames Interesse am Forschungsgegenstand und die als unbefriedigend empfundene Situation im geteilten Deutschland.

Mit Blick auf ihre Alltagspraxis ist festzuhalten, dass die überwiegende Mehrheit der Forschenden trotz enormer Materialprobleme versuchte, empirische Anstrengungen zu unternehmen. Deshalb handelt es sich um eine Verkürzung, die etwa in den 1950er-Jahren entstandene Literatur aus dem Umkreis antikommunistischer Gruppen nur als „Kalte-Kriegs-Literatur“ zu bezeichnen; vielmehr lesen sich deren Erzeugnisse aus heutiger Sicht zum Teil überraschend nüchtern und sachlich. Vor allem das „SBZ-Archiv“ erweist sich für heutige Untersuchungen als ‚Bonanza‘ der DDR-Forschung (und nicht als Wissensbestand, der überholt und deshalb vernachlässigbar wäre).

Die Verwissenschaftlichung der westdeutschen DDR-Forschung war keineswegs ein eindeutiger Prozess: Seit den 1950er-Jahren entwickelte sich eine paradoxe und gegenläufige Bewegung von Verwissenschaft-

lichung bei gleichzeitiger Beibehaltung biografischer und emotionaler Bindungen sowie stark politisierten Implikationen der Forschungsentwicklung. Unter dem Aspekt der Relationen von Wissenschaft und Politik innerhalb der DDR-Forschung zeigt sich, dass die DDR-Forschung gerade nicht zum Büttel aller Richtungsänderungen der Deutschlandpolitik wurde. Die wissenschaftshistorische Pointe ist vielmehr, dass wissenschaftliche Deutungsmuster den politischen Entwicklungen vorangingen. Bereits in den 1950er-Jahren – weit vor der neuen Ostpolitik – wurden Konzepte zur Verwissenschaftlichung des Feldes entwickelt, die die Konzepte, die für den neuen Umgang mit der DDR in den 1970er-Jahren stehen, vorwegnahmen.

Die Ergebnisse legen außerdem eine alternative Wahrnehmung des wissenschaftlichen Werks eines legendären DDR-Forschers, Peter Christian Ludz, nahe: Zum Vorschein kommt ein Erkenntnisprozess, der wieder an seinen Ausgangspunkt zurückfindet, wenn er kurz vor seinem Tod darüber nachdachte, wie die Totalitarismustheorie, die er seit Ende der 1950er-Jahre stets kritisiert hatte, theoretisch neu fundiert werden könnte.

Zudem entsprach das Bild, der wichtigste Politikberater der sozial-liberalen Koalition zu sein, eher seiner eigenen Selbstwahrnehmung sowie seiner Fremdwahrnehmung durch Dritte – etwa in der DDR und von Kontrahenten in der Bundesrepublik vor und nach 1989. Zeigen ließ sich hingegen, dass er seine Möglichkeiten zur Einflussnahme auf politische Prozesse – wie andere auch – weit überschätzte. Insgesamt gab es nur wenige Forscher, die spätestens seit dem Mauerbau ernsthaft eine aktive „Wiedervereinigungspolitik“ für wünschbar hielten oder eine solche vorangetrieben hätten. Wer Erleichterungen für die Menschen in der DDR anstrebte, musste auf irgendeine Weise mit denjenigen, die in der Diktatur auf den Kommandohöhen saßen, in Kontakt treten. Nach dem Mauerfall wurde schließlich deutlich, wie sehr in und seit den 1990er-Jahren mit Forschungen über die DDR Geschichtspolitik gemacht wird. Auch das Ende der ‚alten‘ Deutschlandpolitik hatte also kein Ende wechselseitiger Nutzungen von wissenschaftlicher Forschung und Interessenpolitik zur Folge.

Die DDR-Forschung wurde gerade nicht zum Büttel deutschlandpolitischer Richtungsänderungen. Wissenschaftliche Deutungsmuster gingen vielmehr den politischen Entwicklungen voran

Insgesamt weist die kurze Geschichte der DDR-Forschung enorme Brüche auf. Wichtige Ansätze aus ihrer Frühphase, die bereits das – auch aktuell diskutierte – Verhältnis von Herrschaft und Alltag fokussierten, waren nicht weiterverfolgt worden. So trifft mit Blick auf die Historisierung der DDR-Forschung generell die Annahme eines stetigen und linearen Fortschritts bis auf die Höhe des heutigen Standes der Forschung nicht zu. Wenn bestimmte Forschungsperspektiven aktuell nicht mehr zitiert werden, kann dies bedeuten, dass diese widerlegt oder auf andere Weise obsolet geworden sind. Eine Vielzahl wertvoller Forschungskonzeptionen und Einsichten früherer Forschergenerationen aber sind auch verloren gegangen, nicht weiter aufgegriffen oder einseitig weiterentwickelt worden.

Einfache Kausalketten in der historisch-gesellschaftlichen DDR-Analyse scheiden aus. Sie lassen sich für die Zeit vor 1989 in den falschen Stabilitätsprognosen, für die Zeit nach 1989 in den zu simplen Zusammenbruchmodellen sehen, in denen die Geschichte der DDR zur bloßen Vorgeschichte des vereinigten Deutschlands wird. Ob man von innergesellschaftlichen Differenzen sprechen kann, ist heute nicht mehr fraglich. Ähnliches gilt für die Frage nach der Stabilität von Herrschaft. War „die“ relative Stabilität der DDR womöglich in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich real? Wenn in der DDR-Gesellschaft unterschiedliche Arenen von Stabilität existierten – ob in Fragen ideologischer Überzeugungen, politisch-sozialer Aufstiegsmöglichkeiten, Geschlechterverhältnissen oder der wirtschaftlichen Grundsicherung –, dann käme es im zweiten Schritt darauf an, zu fragen, was sich daraus für zukünftige Forschungen ergibt. Wichtige neue Fragestellungen nach europäischen oder transnationalen Bezügen der DDR-Gesellschaft sind damit noch gar nicht gestellt – obwohl nicht zuletzt der globale Umwälzungsprozess von 1989/1990 zeigt, dass die historischen Entwicklungen innerhalb der DDR nicht nur aus sich selbst heraus erklärbar sind. Ein Ende der DDR-Forschung ist jedenfalls auch heutzutage nicht abzusehen. Wenn dabei zukünftig etwas Ersprießliches herauskommen soll, darf sie von niemandem unter das Erfordernis von ‚Prämissen-Homogenität‘ und ‚Methoden-Monismus‘ gestellt werden.